

Aus dem Wellengrabe.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„An meines ruinirten Vaters Seite," fuhr die Fremde fort, „lernte ich nun das Elend in seiner schlimmsten Gestalt kennen, denn wie ich meines Vaters Ueberfluß getheilt hatte, wollte ich jetzt auch seine Entbehrungen theilen. Und die schwerste aller Versuchungen war es, welche ich jetzt zu bestehen hatte. Ein ehrlicher Mann mit einem Herzen, das treu und rein war wie lauteres Gold, verschmähte es nicht, zu mir in die Tiefe hinabzusteigen, und mir sein Herz, seine Hand, seine Habe als ein demüthig Bittender zu Füßen zu legen. Es kostete mich nur ein einziges Wort, mich und die Meinigen von dem zermalmenden Joch der Armuth zu befreien, unter dem wir beinahe erlagen. Aber dieses eine Wort, es wäre ein Bruch meines heiligen Gelöbnisses, ein Verrath an der Treue gewesen, welche ich einem Anderen schuldete! Und darum allein blieb das erlösende Wort ungesprochen, darum allein mußten wir in unserem namenlosen Elend verharren, während Derjenige, für welchen ich litt, fern von mir vielleicht im Ueberfluß schwelgte."

Einen so harten und unbewegten Klang anfänglich auch die Stimme der Fremden gehabt hatte, allmälig gewann die Bewegung, welche sie mit der Erinnerung an alle die hinter ihr liegenden Leiden überkam, doch eine merkliche Herrschaft über sie, und sie mußte innehalten, weil ihre Worte in Thränen zu ersticken drohten. Auch Hartung sah nicht mehr wie vorhin mit einem Gefühl des Widerwillens und der Abneigung, sondern mit einer Theilnahme, welche nicht ohne Bewunderung war, auf das blasse Gesicht. Wie bittere Empfindungen mußte die Schilderung einer so heroischen Standhaftigkeit in ihm erwecken, gerade jetzt, wo er noch mit Leib und Seele unter dem Eindruck der an ihm selber verübten Treulosigkeit stand! Er begriff den Schmerz dieses armen, betrogenen Weibes viel zu gut, als daß er einen ohnmächtigen Versuch gemacht hätte, sie zu trösten. In rücksichtsvollem Schweigen wartete er, bis sie die Kraft gefunden haben würde, ihre Erzählung zu beenden.

Und erst nach Verlauf von Minuten fuhr die Engländerin fort: „Ich will Sie nicht langweilen, mein Herr; denn dies Alles hat für Sie wahrscheinlich nur geringes Interesse. Es war ja auch nur ein ganz alltägliches Menschenschicksal, das da seinen Fortgang nahm. Mein Vater starb, ohne daß ihm noch einmal bessere Tage angebrochen wären; meine Geschwister mußte ich dem Verderben und der Sünde entgegentaumeln sehen, ohne daß meine schwachen Arme im Stande gewesen wären, sie zu halten. Und ich wartete noch immer, wartete auf die Stunde, die den Lebenden in meine Arme zurückführen, oder auf den Tod, der mich mit dem Gestorbenen vereinigen sollte. Es machte mir wenig Freude, als mir eines Tages durch das Ableben eines entfernten Verwandten eine Erbschaft zufiel, die meinen Sorgen um das tägliche Brod ein Ende machte. Das Geld hatte keinen Werth mehr für mich, jetzt, wo es zu spät war, einem meiner unglücklichen Angehörigen damit zu helfen. Ich stellte keine Forderungen mehr an das Leben, mein Warten war ohne Ungeduld und ohne Leidenschaft, bis zu dem Tage, da ich den ersten, unzweideutigen Beweis empfing, daß Percy noch unter den Lebenden sei. Auch damals war es ein Zeitungsblatt, welches mir jene Kunde brachte. Ich las einen Bericht über den Untergang des Dampfers ‚Neptun', der von einem anderen Schiffe in den Grund gebohrt worden war. Alle, die sich auf ihm befunden hatten, waren ein Opfer der Wellen geworden, Alle bis auf Einen, und dieser Eine war Percy Warren aus Grangemouth in Schottland, war der Mann, den ich liebte und auf den ich in Treue gewartet hatte seit zwölf langen Jahren. Ich hatte es in dieser langen Zeit fast verlernt, zu beten, an jenem



Stadtbild aus dem 14. Jahrhundert. (S. 43)

Tage aber falteten sich meine Hände zu der heißesten und innigsten Danksagung, die wohl jemals zu dem Throne des Allmächtigen emporgestiegen ist. Nun sollte ja meine Treue und meine Beharrlichkeit köstlich belohnt werden, denn ich zweifelte nicht, daß ich nach Ablauf weniger Tage in den Armen des Geliebten ruhen würde! Und wenn ich zwölf Jahre lang gefaßt und geduldig gewesen war, so wollte mir jetzt vor Ungeduld das Herz beinahe zerspringen. Voll glückseliger Hoffnung begrüßte ich jeden neuen Morgen, und voll bitterster Enttäuschung sah ich am Abend die letzten Sonnenstrahlen in mein einsames Stübchen fallen. Die Tage reihten sich zu Wochen und die Wochen zu Monaten, ohne daß die Stunde des jubelnden Wiedersehens gekommen wäre. Da erlosch die hoch aufflammende Freude in meinem Herzen, und zum ersten Male seit dem Tage, an welchem er von mir Abschied genommen, kam mir die niederschmetternde Vermuthung, daß mir Percy die Treue gebrochen, daß er mich vergessen haben könne. Selbst als ich meinen unglücklichen Vater vor mir auf der Todtenbahre liegen sah, hatte ich nicht die leiseste Anwandlung der Reue empfunden über mein scheinbar so unkindliches Verhalten; jetzt aber brachte mich der Gedanke, daß ich dies Alles, meine Jugend, mein Glück, das Schicksal der Meinigen, einem Elenden, einem Meineidigen zum Opfer gebracht hatte, der Verzweiflung und dem Wahnsinn nahe. Solchen Zustand für eine lange, unbestimmte Zeit zu ertragen, ging über meine Kraft. Mich verlangte nach Gewißheit, und — wenn diese Gewißheit meinen schrecklichen Verdacht bestätigte — nach Rache! Und zwar nach einer Rache, die dem Ehrlosen hundertfach Alles heimzahlen sollte, was ich um seinetwillen gelitten, nach einer Rache, wie sie furchtbarer niemals von einem betroffenen Weib ausgeübt worden war. Ich begann meine Nachforschungen nach ihm anzustellen, und wenn es auch war, als ob die Erde ihn verschlungen habe, wenn auch lange Zeit jede mühsam aufgefundene Fährte spurlos im Sande zu verlaufen schien, so ließ ich mich dadurch doch nicht muthlos machen. Ich scheute vor keiner Mühe und vor keinem Geldopfer zurück, bis ich endlich in Erfahrung gebracht hatte, wo er sich aufhielt. Und ich dachte nicht etwa daran, ihn jetzt durch einen sentimentalen, rührenden Brief an seine Gelöbnisse zu mahnen. Ich wußte ja, daß er mir für ewig verloren sei, und daß es keine andere Genugthuung mehr für mich gab, als die Rache. Wie aber der vernichtende Schlag gegen ihn am wirksamsten zu führen sei, ließ sich aus der Ferne nicht errathen. Und er mußte ja auch zuvor aus meinem eigenen Munde sein Urtheil vernehmen. Darum raffte ich Alles zusammen, was ich an barem Gelde besaß, und verkaufte für einen Spottpreis auch das kleine Besitzthum, das mir als ein Theil jener Erbschaft zugefallen war. Ich konnte ja nicht wissen, inwieweit ich nicht des Geldes als einer Waffe gegen ihn bedürfen würde.

Vierundzwanzig Stunden, bevor ich meine Reise antrat, erhielt ich durch einen der Agenten, welche ich mit den Nachforschungen nach Percy Warren betraut hatte, das Zeitungsblatt mit der Anzeige seiner Verlobung. Die Neuigkeit konnte meinen Schmerz so wenig erhöhen, als sie meinen Haß vermehren konnte. Ja, es war viel eher ein Gefühl der Befriedigung, das ich angesichts dieses überzeugenden Beweises seines Treulosigkeit empfand. Jetzt war nicht nur der letzte meiner Zweifel besiegt, sondern es war mir zugleich der Weg gezeigt, welchen meine Rache zu nehmen hatte. Wenn er dies andere Weib wirklich liebte, so wußte ich nunmehr, wo ich ihn am empfindlichsten treffen, wo ich ihn am schwersten verwunden würde. Und ich werde ihn nicht schonen, bei Gott, ich werde es nicht, mag auch das Herz jenes Weibes darüber zertreten werden, wie das meinige zertreten worden ist!"

Die vorübergehende Weichheit, welche sie vorhin gezeigt hatte, war längst wieder aus ihrem Wesen verschwunden. Sie hatte mit ihren dunklen, leidenschaftlichen, sprühenden Augen, mit ihren harten, wie in Stein gemeißelten Zügen jetzt ganz das Aussehen einer unerbittlichen Göttin der Rache. Hartung hatte ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen, von den verschiedenartigsten, widerstreitenden Empfindungen bewegt. Er selbst war eben erst durch eine unerwartete Kunde so tief und so schmerzlich getroffen worden, daß ihm der Gedanke, das von Alice so treulos eingegangene neue Herzensbündniß auf irgend eine gewaltsame Weise zerrissen zu sehen, zuerst fast ein Gefühl der Befriedigung erregt hatte. Aber seine Natur war zu edel und zu vornehm, als daß diese Regung niedriger Selbstsucht den ersten, sinnverwirrenden Eindruck eines wilden Schmerzes hätte überdauern können. Je echter und überzeugender die Töne einer schonungslosen, leidenschaftlichen Rachbegierde aus dem Munde seiner Begleiterin klangen, desto lebhafter wurde in seinem eigenen Herzen die Sorge um das Schicksal des Mädchens, das zu lieben es trotz alledem niemals aufhören konnte. Hatte die Engländerin es doch unbedenklich ausgesprochen, daß ihr jedes Mittel recht sein würde für die Befriedigung ihres heißen Verlangens, und brauchte er ihr doch nur in's Gesicht zu sehen, um die Gewißheit zu erlangen, daß es ihr nur zu bitterer Ernst war mit jedem ihrer Worte.

„Ich schulde Ihnen Dank für das Vertrauen, das Sie einem Fremden durch die Mittheilung Ihrer Lebensgeschichte erwiesen haben," sagte er, „und ich hoffe, daß dies Vertrauen mir auch das Recht gibt, Ihnen eine Warnung, oder — wenn Sie es so nennen wollen — eine Bitte auszusprechen."

Sie sah mit einem raschen, mißtrauischen Blick zu ihm auf. „Lassen Sie hören!" erwiederte sie dann mit einer Schroffheit, die ihn wenig ermuthigen konnte.

„Verschieben Sie die Ausführung Ihrer Absichten noch um einige Zeit. Warten Sie wenigstens, bis Sie ruhiger geworden sind, damit Sie nicht von der Erregung zu irgend einer Handlung hingerissen werden, welche Sie später bereuen müssen. Ich will das Unrecht nicht beschönigen, welches jener Warren unzweifelhaft an Ihnen verübt hat; aber Sie selbst werden vielleicht binnen Kurzem zu der Ueberzeugung gelangen, daß großmüthiges Verzeihen bessere Befriedigung gewährt, als eine unedle Rache."

Das Mißtrauen auf dem Grund ihrer Augen hatte sich in hell auflodernden Zorn verwandelt, während er sprach.

„Wenn ich hätte vermuthen können, daß Sie mir mit den Phrasen eines Moralpredigers antworten wollen, so würde ich mir diese Erzählung freilich gespart haben! Aber ich war so thöricht, Sie für einen Bundesgenossen zu halten."

„Ihre Vermuthung war berechtigt, soweit sie sich auf eine gewisse Aehnlichkeit unseres Schicksals gründete. Die Gesetze der Ehre verbieten es mir, Ihnen das meinige mit derselben Offenheit darzulegen, aber es war allerdings ein Irrthum, wenn Sie annahmen, daß ich Ihnen zu einer Schlechtigkeit behilflich sein würde, weil auch mir das traurige Loos beschieden war, in meinem heiligsten Vertrauen getäuscht und betrogen zu werden."

„Ah, Sie gehören also zu Denen, die in ihr Kämmerlein gehen, um sich auszuweinen," höhnte die Fremde. „Nun, das ist eine Angelegenheit des Geschmacks und vielleicht auch des persönlichen Muthes, über welche nicht weiter gestritten werden kann. Ich aber, mein Herr, muß es auf das Entschiedenste ablehnen, Ihre Warnungen und guten Rathschläge zu empfangen."

Sie neigte mit einer sehr stolzen Bewegung den Kopf und wandte sich von ihm ab. Hartung aber vertrat ihr noch einmal den Weg.

„Um Ihrer selbst willen, mein Fräulein, bedenken Sie, was Sie da thun wollen! Vor dem Gesetze der Menschen hat Percy Warren keinerlei Verpflichtung gegen Sie, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Ihr Versuch, sich an ihm und vollends an einer völlig Unschuldigen zu rächen, nur mit einer Demüthigung für Sie selber enden wird. Sicherlich aber wird das Glück und die Ruhe Ihrer Zukunft auch dann nicht gefördert werden, wenn es Ihnen wirklich gelingt, ihn und seine Braut, die Ihnen doch niemals ein Leid zugefügt hat, um die erhoffte Vereinigung zu betrügen."

Gebieterisch streckte die Engländerin die Hand aus, damit er ihr den Weg freigebe. „Genug!" sagte sie in einem herrischen Ton, der jede weitere Entgegnung abschneiden mußte. „Ich habe Ihnen meines Wissens nicht die Befugniß eingeräumt, um mich und meine Zukunft besorgt zu sein. Wenn Ihnen aber das Schicksal jener Anderen so sehr am Herzen liegt, so mögen Sie meinetwegen hingehen, sie und Ihren glücklichen Rivalen vor mir zu warnen. Sie wissen ja jetzt zur Genüge, in welcher Absicht ich Percy Warren aufzusuchen gedenke!"

In steifer, hochmüthiger Haltung, das Gesicht Hartung's mit einem kalten Blick der Geringschätzung streifend, ging sie an ihm vorüber, dem Portal des Bahnhofsgebäudes zu. Unschlüssig und zögernd folgte ihr der Doktor nach. Kaum je zuvor hatte er sich in solcher Ungewißheit über seine nächsten Pflichten befunden, als in diesem Augenblick. Seine Vernunft sagte ihm, daß er kein Recht habe, die Einmischung in diese Angelegenheit noch weiter zu treiben, daß er es vielmehr dem Kommerzienrath und seinem künftigen Schwiegersohne allein überlassen müsse, Alice vor den Rachegelüsten dieses im Zorn über sein zerstörtes Leben fast unzurechnungsfähigen Weibes zu schützen. Zugleich aber war da eine Stimme in seinem Herzen, die ihn mahnte, jene unselige Fremde nicht mehr aus den Augen zu lassen, damit er im Stande sei, eine verhängnißvolle That der Verzweiflung zu hindern, deren er sie nach dem eben Erlebten sehr wohl fähig hielt.

Und diese Stimme wurde immer stärker und dringender, sie behielt zuletzt den Sieg über alle anderen Erwägungen und Bedenken.

Rasch eilte er auf das Telegraphenamt, um dem Schuldirektor in Basel mitzutheilen, daß er durch ein unvorhergesehenes Ereigniß wahrscheinlich noch für mehrere Tage ferngehalten sein werde. Aber in wie fliegender Hast er auch diese unvermeidliche Obliegenheit erfüllt hatte, er hatte darüber dennoch die Abfahrt des Zuges versäumt, welchen Mary Wilkins benutzte.

In dem Augenblick, da er den Bahnsteig betrat, verschwand die weiße Rauchsäule der Lokomotive in der Ferne, und die Engländerin hatte damit einen Vorsprung von sechs Stunden gewonnen, den sie, wie Hartung mit banger Sorge ahnte, nur allzu eifrig und rücksichtslos auszubeuten wissen würde.

7.

Alice Haidenroth war eine gar stille und verschlossene Braut. Wie es ihr Vater vorausgesehen, hatte sie nach Ablauf der kurzen Bedenkzeit ohne jeden weiteren Einwand ihre Zustimmung gegeben; aber der Kommerzienrath begann ein wenig an seiner viel gerühmten

Menschenkenntniß irre zu werden, als er wahrnehmen mußte, daß auch in der Folgezeit die frühere Farbe nicht in ihre bleichen Wangen und der vorige Glanz nicht in ihre müde blickenden Augen zurückkehrte. Er suchte sich selber einzureden, daß die Ursache in einer vorübergehenden körperlichen Indisposition liegen müsse, und als Alice sah, daß er in dieser Annahme eine gewisse Beruhigung fand, bemühte sie sich nicht, ihn von der Irrigkeit derselben zu überzeugen.

Sie ließ sich die ärztliche Behandlung gefallen, die ihr der Kommerzienrath beinahe aufgezwungen hatte, und folgte willig in ihrer stillen, schweigsamen Weise den Anordnungen, welche zur Wiederherstellung ihrer angeblich erschütterten Gesundheit führen sollten. Daß sie im Verkehr mit ihrem Verlobten schweigsam und von einer Zurückhaltung war, welche man recht wohl als Gleichgiltigkeit und Kälte bezeichnen konnte, mußte nicht nur Percy Warren selbst, sondern allgemach auch ihrer ganzen Umgebung auffallen.

Aber dies Benehmen ließ sich am Ende auch einer übergroßen mädchenhaften Schüchternheit zuschreiben, und es war viel eher darnach angethan, die leidenschaftliche Gluth im Herzen des Engländers immer von Neuem zu schüren, als sie zu dämpfen. Die zum Theil sehr kostbaren Geschenke, mit denen er seine schöne Braut überhäufte, machten Alice ersichtlich wenig Freude, und es war unter ihnen nur ein einziges, welchem sie dauernd ein lebhaftes Interesse zuwandte.

Schon früher war es eine ihrer Lieblingsunterhaltungen gewesen, sich von den grünen Wellen des Rheines tragen zu lassen; aber sie hatte sich bei ihren Wasserfahrten nur eines kleinen Ruderbootes bedient, dessen Handhabung sie bei der starken Strömung des Flusses zu meist rasch ermüdete. Nun hatte Warren sie in der Kunst des Segelns unterwiesen, die er selber meisterlich zu üben verstand, und deren Besonderheiten sich Alice bald angeeignet hatte. Es war wie ein Ausdruck wirklicher Freude über ihr Gesicht geglitten, als er ihr sein schlankes Segelboot „Ellida“ zum Geschenk machte, und sie hatte von diesem Augenblick an täglich mehrere Stunden ganz allein auf dem Wasser zugebracht. Da sie bei diesen Ausfahrten ebensowenig wie Percy Warren selbst nach Wind und Wetter zu fragen pflegte, so war der Kommerzienrath, der immer ein Unglück fürchtete, von dem neuen Sport nicht eben sonderlich entzückt; aber er gab seine Vorstellungen bald als vollkommen nutzlos auf und tröstete sich mit der Wahrnehmung, daß diese Ausflüge wenigstens für kurze Zeit ein frisches Roth auf ihre Wangen zu zaubern vermochten.

Für seinen künftigen Schwiegersohn empfand er noch immer dieselben lebhaften Sympathien, wenn er auch jetzt, wo der Verkehr naturgemäß ein viel innigerer wurde, mancherlei Befremdliches an ihm zu bemerken glaubte. In der That befand sich der glückliche Bräutigam seit dem Tage seiner Verlobung in einer beständigen Aufregung, deren er vergebens Herr zu werden suchte. Er liebte Alice mit einer Leidenschaft, deren Stärke und Wildheit sie erschreckt haben würde, wenn er nicht ängstlich bemüht gewesen wäre, sich in ihrer Gegenwart zu beherrschen. Der Gedanke, daß er sie verlieren könnte, erschien ihm als ein Ungeheuerliches, das ihn bis zur Raserei aufstacheln mußte, und doch verfolgte ihn dieser peinigende Gedanke bei Tag und bei Nacht, in ihrer Nähe ebenso, wie wenn er von ihr entfernt war.

Er hatte den kühnen Betrug bis auf die äußerste Spitze getrieben, und nun verließ ihn die Empfindung nicht mehr, daß er am Rande eines schwindelnden Abgrundes stehe, und daß ein geringfügiger Anstoß hinreichen müsse, ihn in die Tiefe zu schleudern. Oefter und ängstlicher als zuvor betrachtete er das Bild des unglücklichen Percy, dessen Namen er gestohlen hatte, und von dessen Gelde er lebte; heftiger als sonst schrak er zusammen, wenn Jemand raschen Schrittes auf ihn zukam oder wenn ihm irgend ein unbekannter Besuch angemeldet wurde. Wäre nicht diese Leidenschaft gewesen, die von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hatte und als deren willenlosen Sklaven er sich fühlte, so würde er unzweifelhaft längst in einen anderen Winkel der Erde geflüchtet sein, wo ihm vielleicht auf eine kurze Zeit das Gefühl der Sicherheit wiedergekehrt wäre, das er hier zu seiner eigenen Qual mehr und mehr verlor.

Aber selbst in muthlosen Augenblicken, wo er vor der Entdeckung zitterte, als ob sie ihm bereits unmittelbar bevorstände, wies er den Gedanken an eine solche Flucht weit von sich ab. Nichts von alledem, was ihn selbst im schlimmsten Falle erwarten konnte, erschien ihm so schrecklich als der Verlust der Geliebten, und er wollte den Kampf gegen das Schicksal lieber bis zum letzten Blutstropfen führen, als daß er sie aufgegeben hätte wie ein Feigling.

Daß er in solchem Gemüthszustande nicht zu einem reinen Genusse seines so rasch gewonnenen Glückes gelangen konnte, war natürlich. Es war immer etwas Unstetes und Unruhiges in seinem Benehmen, und er konnte mitten in der lautesten Heiterkeit plötzlich erbleichen und verstummen wie Jemand, dem eine schreckliche Erinnerung oder eine herzbeklemmende Furcht die Freude vergällt hat. Hätte man sich nicht in Deutschland daran gewöhnt, einem Engländer — und namentlich einem solchen, der zwölf Jahre lang in Japan gelebt hat — allerlei Sonderbarkeiten zugute zu halten, so würde man in diesen auffälligen Eigenheiten des reichen jungen Mannes vielleicht gar etwas Verdachterweckendes gefunden haben; so aber begnügte man sich damit, ihn für äußerst interessant zu halten, und der Einzige, den dies Alles doch zuweilen ein wenig beunruhigte — der Kommerzienrath Haidenroth nämlich — behielt seine Gedanken darüber ebenso vollständig für sich, wie die Entdeckung, daß hinter den eleganten Umgangsformen seines künftigen Eidams ein recht befremdlicher Mangel an wirklicher Bildung verborgen sei.

Er hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß auf das Drängen des Bräutigams die Hochzeit dem Verlöbniß schon nach Verlauf von kaum zwei Monaten folgen sollte, und wenn Alice auch zuerst sichtlich erschrocken war, als man ihr einen so nahe gerückten Termin nannte, hatte sie nach einigem Zögern schließlich doch dazu, wie zu allem Anderen, ihre Einwilligung gegeben. Nun war die kurze Frist nahezu verstrichen, und im Hause des Kommerzienraths wurden umfassende Vorbereitungen zu der glänzenden Vermählungsfeier getroffen, die in drei Tagen stattfinden sollte.

— — — — — — — — — — —

Eben war der Bewohner der Villa Schmettow im Begriff, sich zum Besuche seiner Braut, die er zu einer Segelfahrt abholen wollte, zu rüsten, als ihm sein Diener die Meldung brachte, es sei eine Dame gekommen, welche Mr. Warren zu sprechen wünsche.

„Ihr Name?“ fragte er, da sein Mißtrauen — das Mißtrauen eines Betrügers — immer sofort erregt war.

„Miß Margot Henderson!“ lautete die Antwort. „Sie benimmt sich sehr bescheiden, und mir scheint, daß es eine Bittstellerin sei.“

„Nun, so laß sie meinetwegen eintreten! Ich hoffe, daß sie mich nicht lange aufhalten wird.“

Er stand vor seinem Schreibtisch im vollsten Sonnenlicht, als die Gemeldete eintrat. Sie war von hochgewachsener, etwas hagerer Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet und mit dicht verschleiertem Gesicht. Sie machte von der Thür aus erst ein paar rasche Schritte auf ihn zu, dann aber blieb sie plötzlich wie festgebannt mitten im Zimmer stehen.

„Mr. Percy Warren?“ kam es mit leiser, fast tonloser Stimme von ihren Lippen.

Er bejahte mit einer etwas ungeduldigen Bewegung.

„Das ist mein Name! Womit, mein Fräulein, kann ich Ihnen dienen?“

Die Fremde stand noch immer regungslos wie eine Bildsäule vor ihm. (Fortsetzung folgt.)

Ein Stadtbild aus dem 14. Jahrhundert.

(Mit Bild auf Seite 41.)

Wir führen unseren Lesern auf S. 41 ein Stadtbild aus dem 14. Jahrhundert vor Augen, nämlich einen Theil der durch die Spree getrennten Städte Kölln und Berlin, deren Vereinigung die heutige Reichshauptstadt bildet. Die Stadtmauer war dreißig Fuß hoch, und über den aus dicken Eichenbohlen gearbeiteten Thoren erhoben sich Thürme, auf denen Tag und Nacht Bewaffnete wachten. Die Straßen waren ungepflastert, die Häuser standen mit den Giebeln nach der Straße zu, und die oberen Stockwerke ragten über die unteren vor, wodurch die engen Straßen noch mehr verdunkelt wurden. Zur Sommerszeit sah man die meisten Handwerker vor den Thüren der Häuser ihr Gewerbe treiben, denn die Innenräume waren eng und düster. Spät Abends oder gar zur Nachtzeit verließ der Bürger nur im Nothfall sein Haus, denn eine Straßenbeleuchtung gab es nicht, und die Straßen waren daher um jene Zeit fast gänzlich menschenleer.

In einer schwedischen Bauernstube.

(Mit Bild auf Seite 44.)

Die Bauernstube eines Gehöftes der Gemeinde Delsbo in der schwedischen Landschaft Helsingland, in die uns das Bild auf S. 44 versetzt, zeigt eine ganz alterthümliche Ausstattung und Einrichtung, wie auch die Bewohner selbst noch an den alten Sitten und der Tracht ihrer Vorväter getreulich festhalten. In dem Gemach, das zugleich als Speisezimmer dient, befindet sich auch der Herd. An den Wänden, wie an der Decke sieht man Malereien, die zwar nur von herumziehenden Künstlern herrühren, welche dafür Kost und Logis, sowie etwas Geld erhalten, doch macht sich darin eine ganz originelle Auffassung geltend. Auch die von Holz gefertigten Hausgeräthe werden in Helsingland mit Blumenmalereien und Bibelsprüchen verziert. Von außen dagegen werden die Bauernhäuser dort nicht bemalt, wie dies wohl in anderen Landschaften Schwedens geschieht.

Die Täuschungen unserer Sinne.

Streifzug in ein interessantes Gebiet.

Von J. Heimwahl.

Die Sinne sind die Thore des Geistes. Sie nehmen die Eindrücke der Außenwelt auf, leiten sie durch die Nerven zum Gehirn, und dort gelangt die Erregung der Nerven auf eine bis zur Stunde noch nicht aufgeklärte Weise zu unserem Bewußtsein. Nun erst nehmen wir die Einwirkung, den Sinnenreiz wahr, und zwar genau in derselben Weise, wie er dem Geiste zugeführt wurde. Nicht immer aber empfängt das Gehirn den Eindruck so, wie ihn das Objekt dem Sinne zugesandt hatte. Oft sind ja die Organe in krankhaft verändertem Zustande, doch auch bei völlig normalen Sinnen ist ihr Bau und die Gesetze, unter deren Einwirkung sie funktioniren, die Ursache, daß sehr häufig unrichtige, der Wirklichkeit nicht entsprechende Eindrücke dem Geiste übermittelt werden; dann entstehen die Sinnestäuschungen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die durch Spiegel, Doppelwände und dergleichen künstlich

herbeigeführten, noch auch die durch physikalische Verhältnisse, wie z. B. die Fata Morgana, hervorgerufenen Sinnestäuschungen zu betrachten. Hier beschäftigen uns nur diejenigen Täuschungen, welche im Menschen selber, im Bau seiner Organe ihren Ursprung haben.

Bekanntlich gibt es Leute, die an Farbenblindheit leiden, d. h. einige oder alle Farben nicht unterscheiden können. Dies ist ein krankhafter Zustand und gehört daher nicht zu den Sinnestäuschungen. Aber selbst ein völlig gesundes Auge ist nicht im Stande, unter allen Umständen die Farben zu erkennen. Bei Lampenlicht wird es uns kaum gelingen, grün und blau zu unterscheiden. Jeder Körper erscheint nämlich in der Farbe, welche er zurückwirft. Ein rother Gegenstand verschluckt die übrigen Farbentöne des Spektrums, nur die rothen Lichtstrahlen sendet er zurück, ein violetter nur diese, während er roth, orange, gelb, grün, blau in sich aufnimmt. Unsere Lampen- und Kerzenflammen aber sind gelb gefärbt und enthalten fast gar kein blaues und grünes Licht, somit können auch die blauen oder grünen Körper, welche nur auf dieses reagiren, uns nicht als solche sichtbar werden, ihre Farben können nicht deutlich hervortreten. Am besten überzeugen wir uns davon, wenn wir den Docht einer Spiritusflamme mit Salz einreiben, dann verbreitet die Flamme fast ausschließlich gelbes Licht, und alle nicht gelb oder weiß gefärbten Körper erscheinen schmutzig-grau, oder bei dunklerer Färbung schwarz; die Gesichter der Anwesenden zeigen eine erschreckliche Leichenfarbe.

Wie in diesen Fällen die Farbe der Gegenstände von den Augen nicht richtig aufgefaßt wurde, und also auch die Sinneseindrücke irrige Vorstellungen erzeugten, so täuscht sich das Auge auch über Gestalt und Form und Zahl der Körper. Angestellte Versuche haben die merkwürdige Thatsache ergeben, daß einzelne Personen gewisse Formen, Vierecke, Dreiecke, Kreise, als solche nicht erkennen. Daß wir in Bezug auf die Zahl Täuschungen unterworfen sind, zeigt der interessante und lehrreiche Versuch des Pater Schreiner (1652), der leicht angestellt werden kann. Mit einer nicht zu dicken Stecknadel sticht man in ein Kartenblatt zwei Löcher, deren Entfernung von einander kleiner sein muß als der Durchmesser der Pupille, also höchstens zwei Millimeter. Nun



Schwedische Bauernstube. (S. 43)

hält man die Oeffnungen vor das Auge und sieht hindurch, dann erscheint irgend ein kleiner Gegenstand, der fünf bis zehn Centimeter davon entfernt gehalten wird — eine Nadel oder eine Feder — doppelt. Je mehr man dieselbe aus der normalen Sehweite bringt und dem Auge annähert, um so mehr entfernen sich die Doppelbilder von einander.

Eine andere Gesichtstäuschung ist die folgende. Wenn wir den Blick auf das Kreuz eines Fensters heften, hinter welchem in der Ferne ein Thurm steht, so erscheint das Kreuz einfach, der Thurm doppelt. Halten wir den Zeigefinger der rechten Hand etwa dreißig Centimeter weit gerade vor die Nase und dahinter in derselben Richtung und Entfernung den der linken Hand und fixiren nun den rechten Zeigefinger, so sehen wir den linken doppelt, umgekehrt, wenn wir den linken Finger beobachten, erscheint der rechte doppelt. Wir sehen nämlich einen Gegenstand, obschon sein Bild in beiden Augen entsteht, doch nur einfach, weil das Bild auf ähnliche Stellen der Netzhaut in jedem Auge fällt; darum werden beide Eindrücke als ähnliche oder gleiche dem Gehirn zugeführt und empfunden. Wenn wir aber, wie bei unserem Versuche, beide Augen auf den nächsten Finger richten, so muß dessen Bild in beiden auf die Mitte der Netzhaut fallen, also einfach gesehen werden; das Bild des entfernten Fingers jedoch liegt in dem rechten Auge links, in dem linken rechts von der Mitte, wir sehen ihn daher doppelt.

Auch die Art und Weise der Bewegung, die Größenverhältnisse und die Richtung vermag das Gesicht sehr häufig nicht richtig zu schätzen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man in einem stillstehenden Eisenbahnzuge, wenn auf dem Nachbargeleise ein anderer Zug vorüberfährt, den Eindruck hat, als fahre der eigene Zug, und der andere stehe still. Umgekehrt ist die Täuschung bei der Bewegung der Erde. Wir glauben, die Sonne bewege sich, da wir die Umdrehung unseres Planeten nicht gewahren. Stehen wir auf einer Brücke und beobachten das fließende Wasser, so haben wir die Empfindung, daß wir uns mit der Brücke entgegen der Richtung des Wasserlaufes bewegen.

Wie sehr gewisse Gesichtseindrücke das Auge täuschen, zeigen recht klar einige weitere Beispiele. Ein schwarzer Cylinderhut wird vom Augenmaß ohne Zweifel viel höher geschätzt, als er breit ist. Das Ausmessen wird in der Regel zeigen, daß Höhe und Breite gleich sind.

In einer Reihe von Buchstaben und Ziffern, die aus zwei völlig gleichen Theilen bestehen, erscheint die obere Hälfte stets kleiner. Ebenso erscheinen in zwei gleich großen Gruppen von Strichen die wagrechten höher, die senkrechten dagegen breiter zu sein. Werden mehrere gleich-

laufende Linien durch viele andere schräge geschnitten, so scheint es dem Auge, als ob je zwei jener Linien sich von der parallelen Richtung entfernten, und zwar nach der Seite, auf welcher die kleinen Querstriche gegen einander laufen. Untersucht man aber die scheinbar schrägen Linien mit Zirkel und Lineal, so wird sich zeigen, daß sie durchaus parallel sind.

Daß die Taschenspieler und Schnellkünstler

Humoristisches: Eine unangenehme Verwechselung.



von der so leicht möglichen Täuschung des Gesichtssinnes den ausgiebigsten Gebrauch machen, ist selbstverständlich. Mögen sie die physikalischen und physiologischen Gesetze kennen oder nicht, die meisten ihrer Experimente sind auf dieselben gegründet. Wie wir eine abgeschossene Kanonenkugel nicht sehen, weil der Eindruck, den sie in unserem Auge erregt, zu schnell vorübergeht, als daß er ein Bild auf der Netzhaut entstehen lassen könnte, so vermögen wir auch, selbst bei angestrengtester Aufmerksamkeit, nicht wahrzunehmen, daß ein geschickter Taschen=

spieler durch das sogenannte Changiren blitzschnell geworfene Gegenstände verschwinden läßt.

Je länger ein Lichteindruck auf die Netzhaut wirkt, desto deutlicher ist das Sehen; um so inniger prägt sich das Bild in dasselbe ein, so daß es auch dann noch anhält, wenn das Objekt aus dem Gesichtskreise entfernt ist. Auf die Tafel oder einen schwarzen Gegenstand zeichnen wir mit Kreide einen weißen Punkt, ein kleines Kreuz, einen Kreis oder Stern. Nun heften wir den Blick etwa eine halbe Minute lang recht fest darauf, dann schauen wir gegen die Zimmerdecke, oder auf ein weißes Blatt und zwar wieder auf einen bestimmten Punkt: das Bild der angeschauten Figur erscheint dort ganz scharf in beträchtlicher Vergrößerung.

Das Gesetz, welches dieser Täuschung zu Grunde liegt, wurde in früherer Zeit häufig von den Spiritisten angewendet, als noch der sogenannte Geisterschrank in Mode war. Das Medium ließ sich beide Hände auf den Rücken binden und setzte sich auf einen Stuhl in den vorher von den Zuschauern gründlich untersuchten Schrank. Die Thür desselben hatte eine Oeffnung von etwa zwanzig Centimeter Durchmesser. Der Schrank wurde fest verschlossen, und das Medium sollte nun, nachdem die „Geister“ es seiner Fesseln entledigt hätten, im Verzückungszustande draußen vor den Fenstern vorbeischweben. Alle Anwesenden mußten das Zimmer verlassen, um nicht die Arbeit der Geister zu stören, nur Einer blieb zurück, um das Medium zu beaufsichtigen. Diese Person setzte sich mit dem Rücken gegen die Schrankthür und heftete den Blick fest auf ein bestimmtes Fenster, durfte ihn aber nicht abwenden, bevor die Geister durch Klopflaute es gestatteten. Indem der Betreffende nun das hellerleuchtete Fenster scharf fixirte, prägte sich das grelle Licht desselben der Netzhaut ein, und durch das starre, unentwegte Hinschauen wurden die Muskeln der Augen gelähmt, die Person selber in einen leichten hypnotischen Zustand versetzt.

Sobald nun das Medium den Beobachter hinlänglich ermüdet wähnte, streifte es seine Fesseln ab, die in von ihm vorgeschriebener Weise geschürzt worden waren, zog eine verborgene, kleine Figur aus Pappe hervor, streckte sie durch das Loch in der Thür heraus und bewegte sie dicht vor dem Gesichte des draußen Sitzenden vorbei. Dann legte es seine Fesseln wieder an. Bald darnach ertönten Klopflaute und meldeten der beaufsichtigenden Person, daß das Medium wieder an seinem Platz angelangt sei. Die draußen Stehenden traten wieder ein, der Schrank wurde geöffnet, und man fand das gefesselte Medium in Verzückung. Der im Zimmer Gebliebene aber bekräftigte heilig und theuer, daß er den Spiritisten mit eigenen Augen am hellen lichten Tage draußen vor dem Fenster habe vorbeischweben sehen.

Man sollte diesen groben Betrug nicht für möglich halten, wenn nicht ein einfacher Versuch ihn bestätigte und zeigte, wie überraschend die Täuschung ist. Aus Pappe oder Karton schneiden wir eine menschliche Figur in nur groben Umrissen heraus, etwa zwanzig Centimeter groß. Nun fixiren wir scharf ein Fenster. Wir fühlen dabei, wie unsere Augen allmälig erlahmen und regungslos werden. Wenn wir jetzt mit der Hand die Figur dicht vor unseren Augen vorbeiführen, so hat es ganz den Anschein, als ob draußen vor dem Fenster Jemand vorbeischwebe; führen wir das Experiment mit einem nicht Eingeweihten aus, so wird es uns mit Leichtigkeit gelingen, ihn hinter's Licht zu führen.

Wie die Gesichtstäuschungen, so wußten die Spiritisten auch die Gehörstäuschungen in ihrem Interesse auszubeuten. Der Gehörssinn ist noch leichter irre zu führen als das Auge, und man ist bei verbundenen Augen nicht im Stande, genau anzugeben, von welcher Stelle aus ein Geräusch ertönt. Die fliegende Spieluhr z. B., welche bis in die neueste Zeit in spiritistischen Sitzungen eine bedeutende Rolle spielte, basirte auf der so leichten Täuschung des Gehörs. Das Experiment wurde zuerst von dem bekannten Mülsener Medium, Emil Schraps, vorgeführt. Das Medium nahm im dunklen Nebenzimmer Platz, welches von dem erleuchteten Saale durch einen Vorhang getrennt war. Seine Hände wurden gebunden, versiegelt und hierauf, nachdem es bereits sich in Verzückungszustand versetzt hatte, alle Lampen ausgelöscht, so daß die Anwesenden im Finstern saßen. Neben dem Medium stand auf der Erde eine Spieluhr. Nach einer Weile ahnungsvollen Erwartens begannen die Geister ihr Werk. Deutlich vernahm man, wie sie die Uhr aufzogen, sie spielend durch das Zimmer bewegten, sogar in abgelegene Räume sich begaben, so daß man durch die Wand hindurch die fernen Klänge vernahm, darauf kehrten sie zurück. Näher und näher kam die Uhr, bis sie endlich wieder im Nebenzimmer anlangte. Sehr oft flog sie sogar durch den Vorhang in das Sitzungszimmer hinein, ungesehen auch wohl einer oder der anderen Person dicht am Kopf vorbei.

Daß keine Geister hier im Spiele sind, ist klar; die Sache ist vielmehr sehr einfach. Sobald in beiden Zimmern die Lampen verlöscht sind, löst das gebundene Medium selber seine Fesseln, was ihm immer nur eine Kleinigkeit ist, und zieht dann die Uhr vernehmbar auf; es faßt sie mit der rechten Hand und schwingt sie im Kreise. Dann führt es sie langsam unter den Rock unterhalb des Armes, immer dichter wird sie umhüllt. Infolge davon werden die Töne immer gedämpfter, schwächer; das Ohr der Zuschauer glaubt, sie entfernten sich immer weiter, bis sie endlich ganz verstummen, wenn nämlich das Medium das Gangwerk hemmt. Sobald es das Werk wieder auslöst, beginnt die Uhr ihr Spiel von Neuem, aber ganz leise, man glaubt, sie erklänge aus weiter Ferne, bis sie allmälig näher und näher zu kommen scheint, in demselben Maße, in welchem ihre Umhüllung beseitigt wird.

Das Fliegen der Spieluhr durch den Vorhang in's Sitzungszimmer wurde leicht bewerkstelligt, indem das Medium sie an eine feine, aber sehr starke Schnur befestigte, und sie aus einem Zimmer in's andere durch den in der Mitte getheilten Vorhang schwingen ließ.

War das Spiel beendet, so verabschiedeten sich die Geister; die Uhr fand ihren Platz wieder neben dem Stuhle, die Schnur wanderte in die Tasche des Mediums, dieses selbst streifte seine Schlingen wieder über, Klopflaute zeigten die Entfernung der „Geister“ an. Licht wurde gemacht, und man fand das Medium im tiefsten magnetischen Schlafe.

Wie Gesicht und Gehör unterliegt auch der Sinn des Gefühls Täuschungen. Das Organ für den Gefühlssinn oder die Tastempfindung ist die ganze äußere Haut. Sie besteht bekanntlich aus der Oberhaut und der darunter liegenden dicken Lederhaut. Ueberall, vornehmlich aber an Händen und Füßen, befinden sich mikroskopisch kleine, bohnenförmige Gebilde, die sogenannten Tastkörperchen, die eigentlichen Organe für den Tastsinn. Im Allgemeinen zerfällt letzterer in den Temperatursinn, vermöge dessen die Haut Unterschiede der Wärme und Kälte macht, den Drucksinn, welcher uns belehrt über den Grad der Belastung, den irgend eine Hautstelle durch aufgelegte Gewichte, Widerstände 2c. erleidet, den Ortssinn, durch welchen wir im Stande sind, alle Empfindungen an jener Stelle wahrzunehmen, woselbst sie hervorgebracht werden. Temperatur-, Druck- und Ortssinn sind an den verschiedenen Hautstellen sehr verschieden ausgebildet, je nach dem Reichthum der Gefühlsnerven. So zeigten Untersuchungen, daß man zwei aufgesetzte Zirkelspitzen als nur einen Eindruck empfindet mit dem letzten Fingergliede bei einem Abstande von zwei Millimeter, mit dem Rücken der Hand einunddreißig Millimeter, auf dem Rücken des Körpers siebenundsechzig Millimeter.

Ueberhaupt ist der Ortssinn am feinsten ausgebildet, gleichzeitig aber auch am leichtesten zu täuschen. Zwei interessante Versuche mögen den Leser selbst davon überzeugen.

Wir nehmen ein dickes Schrotkorn, eine Erbse oder ein kleines, aus Brod geformtes Kügelchen, dann legen wir den Mittelfinger so über den Zeigefinger, daß die Endglieder von beiden die Kugel berühren. Bewegen wir dieselbe nun hin und her, so haben wir das Gefühl, als ob zwei Kugeln darunter wären. Will man Jemand damit täuschen, so heißen wir ihn, nachdem er die Finger in die richtige Lage gebracht, die Augen schließen, und legen ihm dann eine Kugel unter: er wird in jedem Falle irre geführt.

Noch interessanter ist der folgende Versuch, welcher zugleich zeigt, wie leicht es den Taschenspielern, spiritistischen Medien und dergleichen wird, die Sinne ihres Publikums zu täuschen. Wir verbinden einer Person die Augen, lassen sie dann auf einem Stuhle Platz nehmen, die Kniee dicht zusammenhalten und auf letztere ihre beiden Hände legen. Nun nehmen wir dicht vor ihr Platz, setzen der Person einen Ring aus Pappe auf den Kopf und legen dann beide Hände auf ihre Hände. Darauf heben wir unsere Hände wieder ab und legen Zeigefinger und Mittelfinger unserer rechten Hand auf die linke Hand der Person, die beiden anderen Finger auf ihre rechte Hand. Auf diese Weise haben wir unsere linke Hand frei bekommen; sie aber ist fest überzeugt, noch unsere beiden Hände zu spüren. Fragen wir jetzt, ob sie es für möglich halte, daß wir den Ring vom Kopf nehmen, ohne unsere Stellung zu verändern oder ohne unsere Hände fortzunehmen, so wird sie es verneinen. Darauf nehmen wir leicht mit unserer freien linken Hand den Ring herunter, werfen ihn über den linken Arm und ersuchen gleichzeitig unsere beiden Hände zu fassen. Sie ergreift sofort die ihr entgegengehaltenen Hände, und in demselben Augenblicke lassen wir sachte und unbemerkt den Ring von unserem Arm auf den der Person übergleiten. Nun lösen wir die Binde, und sie ist nicht wenig erstaunt, den Ring, den sie auf ihrem Kopfe zu tragen glaubte, an ihrem rechten Arm zu erblicken.

Diese Beispiele ließen sich noch leicht vermehren, doch wird der Leser bereits die Ueberzeugung gewonnen haben, daß unsere Sinne ziemlich unzuverlässige, leicht zu täuschende Diener sind, und daß es schlimm um unsere Erkenntniß stände, wenn nicht die überlegende Vernunft, das Organ des abstrakten Denkens, schließlich den Ausschlag gäbe und uns lehrte, daß zwischen Schein und Sein ein gewaltiger Unterschied ist.

Drei Aemter unter einem Hut.

Eine heitere Skizze aus der „guten, alten Zeit“.

Von C. T.

Die beiden Dörfer Reichelsheim und Dornassenheim in der Wetterau bildeten einst eine Enklave zum ehemaligen Herzogthum Nassau. Da man nun den Bewohnern derselben nicht zumuthen konnte, in Gerichts- und Verwaltungssachen jedesmal eine Reise von mehreren Meilen in's Hauptland zu machen, so hatte man ihnen einen eigenen Amtmann, einen Landoberschult-

heißen oder Verwaltungsbeamten für die freie Gerichtsbarkeit, und einen Rezepturbeamten oder Rendanten gegeben. Trotzdem diese drei Aemter nur einen gemeinschaftlichen Schreiber hatten, gab es für dieselben der Arbeiten so wenig, daß die Befürchtung nahe lag, die drei Herren möchten sich zu Tode langweilen; die dermaligen Staatslenker kamen daher auf den klugen Ausweg, diese drei Aemter einer Person zu übertragen.

So wurde denn alsbald ein Herr bestellt, der im Amthause zu Reichelsheim als Amtmann das Recht sprach, als Landoberschultheiß die freie Gerichtsbarkeit ausübte und als Rendant die Kassengeschäfte besorgte. Dem entsprechend las man auf drei Thüren des Erdgeschosses: „Herzogliches Amt", „Herzogliche Landoberschultheißerei" und „Herzogliche Rezeptur". Ein Bureaudiener war natürlich vorhanden. Dieser entnahm gewissenhaft die erledigten Schriftstücke aus den Händen des Amtmanns, versiegelte sie und brachte sie zur nebenanliegenden Landoberschultheißerei oder zur Rezeptur, und waren sie dort erledigt, so versiegelte er sie wieder und brachte sie in's Bureau des Amtmanns zurück.

Das Alles ging wie am Schnürchen, denn hatte der dreifältige Beamte eine Stunde als Amtmann gearbeitet, dann ging er in's nebenanliegende Bureau, verwandelte sich da in den Herrn Landoberschultheißen, erledigte die vom Herrn Amtmann eingegangenen Sachen, schritt dann in's Bureau der Rezeptur, verwandelte sich daselbst in den Rendanten, erledigte die von den beiden vorhergehenden Instanzen eingegangenen Schriftstücke, besorgte die Kassengeschäfte und expedirte, was nothwendig war, aufwärts an den Landoberschultheißen und den Amtmann. War hier Alles gethan, so wanderte er wieder zurück in's Nebenzimmer, bearbeitete hier wieder als Landoberschultheiß die vom Rendanten soeben eingegangenen Akten und Schriftstücke, eilte dann weiter in die Amtsstube des Amtmanns und erledigte hier als Amtmann die von den beiden untergebenen Instanzen unterdessen vorgelegten Dienstsachen.

Der Herr Amtmann in Reichelsheim war also in der glücklichen Lage, daß er an sich selbst schreiben, berichten und reskribiren konnte; Verweise respektive Nasen ertheilte er weder dem Herrn Landoberschultheißen noch dem Rendanten, diese Bitternisse ernteten nur der Schreiber und der Bureaudiener. Wie im Inhalt der Schriftstücke, so wurde auch bei den Adressirungen und Unterzeichnungen derselben der größte Respekt gewahrt. Man las: „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Landoberschultheißerei daselbst" — „Das herzogliche Amt zu Reichelsheim an die herzogliche Rezeptur daselbst" — „An herzogliches Amt zu Reichelsheim gehorsamster Bericht der herzoglichen Landoberschultheißerei daselbst" ꝛc.

Daß viele Geschäfte des dreifältig Bediensteten der Komik nicht entbehrten, liegt auf der Hand. Starb zum Beispiel ein Bürger und hinterließ minderjährige Kinder, so machte der Bürgermeister davon Anzeige an das Amt. Der Amtmann schrieb dann an den Landoberschultheiß: „Ich beauftrage Sie mit der Vornahme der Inventarisation und Theilung und sehe der Vorlage der Theilungsakten innerhalb vier Wochen entgegen." Damit hatte er sich selbst einen Auftrag ertheilt. Hatte er diesen Auftrag vollzogen, so sandte er — als Landoberschultheiß — die Akten dem Herrn Amtmann mit dem Begleitschreiben: „Die entstandenen Akten lege ich gehorsamst vor." Er hatte sich also selbst Akten mitgetheilt. — So waren Adressant und Adressat eine physische, aber zwei oder drei moralische Personen, und es dürfte schwerlich noch anderswo geschehen sein, daß der Briefsteller sich immer auch die Antwort schrieb.

So ging es manches Jahr ungestört fort, und die dreifachen Behörden unter einem Hute vertrugen sich prächtig. Da kam eine merkwürdige Verwickelung, und diese führten einige prozeßsüchtige Bauern herbei.

Der Herr Landoberschultheiß zu Reichelsheim hatte ein Testament aufgenommen, in welchem ein kinderloser Bürger die Erbfolge seiner Habe regelte. Der Landoberschultheiß gab dieses Testament, wie Rechtens, zu den amtlichen Depositen; er hinterlegte es bei sich selbst. Der Testator starb, und das Testament wurde bei dem Amt in Gegenwart der Intestaterben geöffnet und verkündigt. Die Bestimmungen des Testaments behagten jedoch den Erben nicht, und sie geriethen in einen Prozeß, und das Testament als Beweismittel in die Akten.

Der Herr Amtmann hatte nun das Recht zu sprechen; er that es, aber sein Urtheil behagte einigen Erben nicht, sie appellirten, und so gingen die Akten mit dem Testament an das Appellationsgericht nach Dillenburg. Das neue Urtheil ward gesprochen und mit den Akten dem Amte in Reichelsheim zugestellt. Zugleich trug das Appellgericht dem Amtmann auf, dem Landoberschultheiß in Reichelsheim einen strengen Verweis zu ertheilen wegen eines Formfehlers im Testament und ihn anzuhalten, sich künftig streng nach den Vorschriften zu richten.

Der Herr Amtmann vollzog mit größter Ruhe diesen Auftrag, doch als er sich im Nebenbureau in den Landoberschultheiß verwandelt und von dem Verweis, der wohlversiegelt auf seinem Tische lag, Kenntniß genommen hatte, da wurde er fuchswild. Er setzte sich sofort hin und berichtete lang und breit, weshalb er das Testament so und nicht anders abgefaßt habe, und bat zum Schlusse den Herrn Amtmann, diesen Bericht an das Appellgericht gelangen zu lassen.

Nun begab sich der Landoberschultheiß in das Amtszimmer zurück, um als Amtmann zu schalten.

Der Bureaudiener brachte ihm das versiegelte Schreiben, das von der Landoberschultheißerei eingegangen war; er erbrach dasselbe, las die Remonstration des Landoberschultheißen gegen den Verweis, machte dann den vorschriftsmäßigen Begleitbericht dazu und ließ diese Akten an das Appellgericht nach Dillenburg expediren.

Das Appellgericht blieb aber bei seiner Entscheidung, es nahm den Verweis nicht zurück, belegte vielmehr den Herrn Landoberschultheißen wegen einiger unhöflicher Ausdrücke in seiner Remonstration mit einer Disziplinarstrafe von fünf Gulden.

Der Herr Amtmann zu Reichelsheim trug diese Strafe in's Strafmanual ein und benachrichtigte mittelst eines Reskriptes den Landoberschultheiß pflichtschuldigst, auch beauftragte er sein in dritter Beamtung steckendes Selbst, den Rendanten, mit der Einziehung des Strafgeldes.

Nun wäre diese Angelegenheit erledigt gewesen, wenn der dreifache Gewalthaber von Reichelsheim die fünf Gulden verschmerzt hätte. Das that der bestrafte Landoberschultheiß aber nicht, er beschritt vielmehr den Gnadenweg und bat seinen Souverän um gnädigen Erlaß der Geldstrafe. Der Herzog hatte aber sein schönstes Recht theilweise dem Ministerium übertragen, so nämlich, daß dasselbe auf Gnadengesuche, wenn die Strafe nicht mehr als dreißig Gulden oder achtundzwanzig Tage Gefängniß betrug, entschied. Aus diesem Grunde kam das Gnadengesuch unseres Landoberschultheißen an das Ministerium zu Wiesbaden, und dieses gab dasselbe an den Amtmann zu Reichelsheim zur Berichterstattung zurück. Der Herr Amtmann war nun in der angenehmen Lage, über sich selbst berichten zu können, und da er fühlte, daß auf seinen Bericht viel ankomme, so setzte er dem Ministerium klar auseinander, daß der Landoberschultheiß streng gesetzlich gehandelt und in seiner Remonstration an das Appellgericht den höflichen Ton durchaus nicht verletzt habe.

Die Entscheidung ließ lange auf sich warten. Der Herr Rendant mahnte verschiedentlich zur Zahlung der Strafe, doch der Amtmann wies auf das Gnadengesuch hin und wetterte, daß die Entscheidung so lange verziehe, unterdessen der Landoberschultheiß still lächelte, denn so lange die Entscheidung nicht gefallen, behielt er seine fünf Gulden in der Tasche.

Die Sache nahm aber eine ungeahnte Wendung. Das Appellgericht zu Dillenburg, welches die Strafe angesetzt hatte, setzte sich dieserhalb mit der Landesregierung in Wiesbaden, als der nächsten vorgesetzten Behörde des Amtes Reichelsheim, in Verbindung, als ihm das Straferlaßgesuch mit dem schönen Bericht des Amtmanns zur Aeußerung vorgelegt wurde; denn die unterhaltende Korrespondenz eines Beamten mit sich selbst erschien ihm doch gar zu possierlich. Nun forderte die Regierung die Akten ein, ließ die Sache untersuchen, und ob der Amtmann auch betheuern mochte, daß Alles in Ordnung und nach Brauch und Gesetz hergegangen sei, so legte diese harte Regierung doch dem Manne, der unter der Last dreier Aemter seufzte, und der, um die Geschäfte nicht zu verwischen, sich selbst theilen mußte — weil ein solches Manöver das Ansehen eines Beamten unmöglich erhöhen könne —, eine empfindliche Geldstrafe auf.

Nun zahlte der dreieinige Gewalthaber zu Reichelsheim, doch soll er von da ab nur noch in solchen Sachen an sich selbst geschrieben haben, in denen er nicht auch Partei war.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Gelehrte Bauern. — Die Wissenschaft ist nicht immer auf die Kreise Derer beschränkt geblieben, die sich ihr von Jugend auf durch gelehrte Studien in den Schulen gewidmet haben: es giebt auch Autodidakten, die aus eigener Kraft und ohne regelmäßige Anleitung es zu außerordentlichen Kenntnissen gebracht haben. So hat namentlich das Königreich Sachsen im vorigen und vorvorigen Jahrhundert eine ganze Reihe gelehrter Bauern aufzuweisen, die einen großen Ruf erlangten und jedenfalls für das, was sie der Ungunst ihrer Verhältnisse abgerungen haben, alle Ehre verdienen. Im Nachfolgenden sei nur das Andenken Dreier von ihnen aufgefrischt. Dem Ersten, Johann Georg Palitzsch mit Namen, ist erst unlängst in seinem Geburtsorte Prohlis bei Dresden, wo er am 11. Juli 1723 das Licht der Welt erblickte, von der dortigen Landgemeinde ein Denkmal errichtet worden. Aus einer schlichten Bauernfamilie stammend, blieb derselbe auch bis an sein Lebensende ein einfacher Landmann, obwohl sein selbsterworbenes Wissen von großen Erfolgen begleitet war, und die bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit es nicht unter ihrer Würde hielten, mit ihm in Briefwechsel zu treten. Besonders erlangte er einen Ruf als Astronom, weshalb er auch von den Bauern nur der „Sterngucker" genannt wurde. In der Nacht vom 25. zum 26. Dezember 1758 entdeckte er (fast einen Monat früher als irgend ein Anderer) den sogenannten Halley'schen Kometen, den alle Astronomen seit geraumer Zeit erwarteten. Welch' eine genaue Kenntniß des gestirnten Himmels setzte es voraus, wenn ein Mann wie Palitzsch die Erscheinung herauszufinden vermochte! Auch auf anderen Gebieten machte er von sich reden. Er fand z. B. den bis dahin noch unbekannten Süßwasserpolypen im Großen Garten zu Dresden auf, und war der Erste, welcher im Elbthale die Kartoffel anbaute. Es geschah dies 1776. Im Jahre vorher war auf seine Veranlassung der erste Blitzableiter auf dem

Schloßthurme zu Dresden angebracht worden. Sein Ansehen in der gelehrten Welt nahm allmälig so zu, daß ihn die Akademien der Wissenschaften zu London und Petersburg zu ihrem korrespondirenden Mitgliede erwählten. Hochgeachtet und als merkwürdige Persönlichkeit von Reisenden viel besucht, blieb er doch anspruchslos und bäuerlich einfach, bebaute seine Aecker nach wie vor, führte selbst den Pflug und war äußerlich von keinem seiner Dorfgenossen zu unterscheiden. Das Einzige, was ihm als Landmann nicht recht behagte, war der Umstand, daß er von seinem Hufengute Frondienste zum Ostravorwerke leisten mußte. Der König von Sachsen, der ihn sehr hoch schätzte und bei dem er jederzeit freien Zutritt genoß, befreite ihn 1776 von dieser Last, um ihn, wie es im deshalb ergangenen Reskripte heißt, „seiner seltenen Eigenschaften halber, ein vorzügliches Merkmal von Gnade und Gefallen angedeihen zu lassen." Palitzsch starb in seinem Geburtsorte am 22. Februar 1788.

Ebenso phänomenal aus der Schaar seiner Standesgenossen ragt Johann Gelansky aus Göda bei Bautzen hervor, der um 1740 daselbst als Sohn eines Bauern geboren wurde und in seiner Jugend die Schafe hütete. Seine Vorliebe und sein Talent waren namentlich auf Sprachwissenschaft gerichtet. Ein Prediger schenkte ihm auf sein Bitten eine lateinische Grammatik und gab ihm darin den ersten Unterricht. Während seiner Hirtenthätigkeit lag das Buch tagtäglich vor ihm aufgeschlagen, und er studirte darin so eifrig, daß ihm oft die seiner Obhut anvertrauten Thiere davonliefen. Eines Tages fuhr ein vornehmer und einflußreicher Herr, der Geheimrath und Kammerpräsident Voigt an dem Weideplatz vorüber, und das seltsame Bild eines in Lektüre ganz vertiesten Hirten fiel ihm auf. Er hielt an, erkundigte sich nach dem lernbegierigen Jungen und bestimmte darauf den Geistlichen, seinen Schüler auf die Schule nach Bautzen zu bringen. Dort entwickelte sich der Lerneifer des Knaben immer mehr, und während er seinen Unterhalt durch Singen vor den Thüren verdienen mußte, sparte er sich doch den Bissen vom Munde ab, um Bücher kaufen zu können. Der plötzliche Tod seines Vaters verhinderte den weiteren Schulbesuch, Johann, damals zwölf Jahre alt, mußte zur Unterstützung seiner Mutter in's Dorf zurückkehren und wieder das Vieh hüten. Er fügte sich in's Unabänderliche, benutzte aber jede freie Stunde zur Fortsetzung seiner Studien. Und so brachte er es allmälig so weit, daß er sich in nicht weniger denn sechsunddreißig Sprachen mündlich und schriftlich verständlich machen konnte. Eine gewisse praktische Bedeutung gewann diese Kenntniß namentlich während des siebenjährigen Krieges, wo er oft nicht allein für sein Dorf, sondern für die ganze Gegend als Dolmetscher benutzt wurde, was ihm auch Seitens der Offiziere reichliche Geschenke eintrug. Sein kleines elterliches Besitzthum wurde aber damals so ruinirt, daß Gelansky es aufzugeben gezwungen war und in der Folge als Tagelöhner sein Brod suchen mußte. Auch in dieser traurigsten Periode seines Lebens ließ er nicht von seinen Büchern, in deren Studium er seine liebste Erholung fand. Später gewann er die Liebe eines Mädchens, das er heirathete und durch dessen Mitgift er in bessere äußere Verhältnisse kam. Die Sprachwissenschaft blieb zeitlebens seine größte Liebhaberei. Nach seinem Tode wurde ihm auf dem Kirchhofe seines Dorfes ein Denkmal errichtet, das aber heute nicht mehr steht und in den Kriegsunruhen von 1813 zerstört worden sein soll.

Zur Vervollständigung unseres Kleeblatts nennen wir noch einen Lausitzer, und zwar den zu Hemingsdorf bei Zittau am 30. August 1687 geborenen Friedrich Eckarth, der als Chronist seiner Heimath einen weitverbreiteten Namen erlangt hat. Auch er war von Haus aus ein schlichter Bauer, der nur die zu damaliger Zeit noch höchst mangelhafte Schule seines Geburtsortes besuchte und den eigentlichen Grund zu seinem späteren reichen Wissen durch fleißiges Lesen während des Hütens der Kühe legte. Wo er nur Bücher aufzutreiben vermochte, da stellte er sich ein und suchte die Eigenthümer durch Bitten zu bestimmen, sie ihm auf einige Zeit zu leihen. Gelang ihm dies, dann opferte er selbst die Nachtruhe, um den Inhalt sich geistig zu eigen zu machen. Nicht nur, daß er die Bücher las, er machte sich auch Auszüge daraus. Eckarth führte in seinen Mannesjahren auch schriftstellerisch fleißig die Feder und verfaßte u. A. die Chroniken von verschiedenen oberlausitzer Ortschaften, wie Eckartsberga, Olbersdorf, Pethau, Harthau, Hedwigsdorf 2c. Auch ist er der Begründer des „Zittauer Tagebuchs", das er von 1731 bis zu seinem 1736 erfolgten Tode herausgab.

Was ein Mensch bei günstiger Naturanlage mit festem Willen aus eigener Kraft zu erzielen vermag, dafür sind diese drei gelehrten Bauern leuchtende Beispiele. [Th. W.]

Der Neid des Soldaten. — Als der berühmte Marschall Villars (✝ 1734) während seines letzten, langwierigen Krankenlagers erfuhr, daß der Marschall v. Berwick in der siegreichen Schlacht bei Philippsburg von einer Kanonenkugel getödtet worden war, rief er mit feierlicher Bewegung aus: „Nun, das ist wahr, der Berwick ist doch von jeher ein Schoßkind des Glücks gewesen." [—dn—]

Wilhelmshöhe bei Kassel.

(Mit Abbildung.)

Wilhelmshöhe bei Kassel.

Eines der prachtvollsten deutschen Fürstenschlösser ist Wilhelmshöhe bei Kassel (siehe unsere Abbildung), wo Napoleon III. nach Sedan bis zum Friedensschlusse als Gefangener wohnte. Es hat seinen besonderen Reiz in den großartigen Gartenanlagen, Wasserkünsten und prächtigen Dekorationsbauten. An Stelle eines ehemaligen Augustinerklosters Weißenstein erbaute Landgraf Moritz 1606 ein Lustschloß, Villa Mauritiana, und ließ die ersten Wasserkünste errichten. Unter seinen Nachfolgern, besonders unter dem Landgrafen Karl, wurden die im dreißigjährigen Kriege zerstörten Kunstbauten wieder hergestellt, neue aufgeführt und die Anlage des Parkes begonnen. 1714 wurde das Riesenschloß (Oktogon) mit den Kaskaden vollendet und 1717 der von einem Kasseler Kupferschmied Namens Kupper getriebene Herkules auf demselben aufgestellt. Nach dem siebenjährigen Kriege ward Weißenstein sammt dem Lustschloß abermals vergrößert. Kurfürst Wilhelm I. ließ dann das alte Lustschloß niederreißen und an seiner Stelle 1787 bis 1798 das gegenwärtige Schloß aufbauen. Nachdem er endlich noch den Park durch den Steinhofer'schen Wasserfall, den Aquädukt, die Teufelsbrücke und die Löwenburg verschönert hatte, nannte er das Ganze Wilhelmshöhe.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 7.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 5:
Suche den Grund Deiner Mißstimmung nie bei Andern, sondern immer bei Dir selbst.

Silben-Räthsel.

a, an, bal, bal, cha, cis, de, di, dom, dri, eu, ga, kus, land, ler, mar, nar, pe, ra, ra, rat, ri, se, se, ter, tha, u, uh.

Aus den vorstehenden Silben sollen zehn Wörter gebildet werden, welche bezeichnen: 1) einen deutschen Dichter, 2) eine der neun Musen, 3) eine Arzneipflanze, 4) eine preußische Insel, 5) eine Blume, 6) einen italienischen Freischaarenführer, 7) einen Evangelisten, 8) ein biblisches Gebirge, 9) eine Räthselform, 10) eine Geldmünze.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes deutsches Sprichwort. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 7.

Logogriph.

Willst Du mit **n** es zum Wohnort, so lenke gen Hellas die Schritte;
Hab' ich mit **m** es nicht mehr, Erde, dann fahre wohl!

Auflösung folgt in Nr. 7. [C. Leo.]

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 5: Bein, Mein, Dein, Lein, Nein, Pein, Kein, Sein, Wein, Fein, Rein.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.